

Leseprobe aus:

David Mark
Dein ist die Rache



© 2013 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin
Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf ullstein-buchverlage.de

Der Autor im Interview

Wie würden Sie Ihren Ermittler Aector McAvoy in nur acht Worten beschreiben, David Mark?

Anständig, verunsichert, liebevoll, stark, engagiert, ernst, aufrichtig, einfühlsam.

Wann und wie sind Sie zum Schreiben gekommen?

Ich habe schon immer Lust gehabt, zu schreiben. Schon als kleiner Junge fand ich Geschichten faszinierend, und sobald ich alt genug war, um einen Stift in der Hand zu halten, begann ich, eigene Ideen aufzuschreiben. Als ich dann älter wurde und auch anspruchsvollere Texte zu lesen begann, wurde mir klar, dass ich Autor werden wollte. Es war nicht nur ein Hobby. Mit 17 begann ich ein Volontariat bei einer Zeitung und schrieb über Mordfälle und Gerichtsverhandlungen. Das war die Zeit, als ich Menschen begegnete, die dann später meine Bücher authentischer und realistischer machen sollten.

Was tun Sie am liebsten, wenn Sie nicht gerade schreiben?

Ich liebe das Landleben und lasse mir gern auf langen Spaziergängen mit meiner Partnerin, unseren Kindern und unseren Hunden den Wind um die Ohren wehen. Außerdem bin ich ein Filmfanatiker und meist auf dem Sofa mit einem Glas Whisky in der Hand anzutreffen, wenn ich nicht schreibe. Dann zwinge ich meine Kinder dazu, irgendeinen Filmklassiker mit mir anzuschauen, von dem sie noch nie etwas gehört haben. Mit mir zusammenzuleben ist wirklich die Hölle!

Der Autor

David Mark wurde 1977 in Carlisle, England, geboren. Er war über zehn Jahre lang als Gerichtsreporter für verschiedene Zeitungen tätig. Mit seinem ersten Kriminalroman um den ungewöhnlichen Detective Aector McAvoy gelang ihm in England der Durchbruch, und mit *Dein ist die Rache* stürmte er auf Anhieb die Top Ten der Bestsellerliste.

Von David Mark ist in unserem Hause bereits erschienen:
Sterbensangst

David Mark

Dein ist die Rache

Ein Yorkshire-Krimi

Aus dem Englischen von
Peter Friedrich

Ullstein

Für Nikki – wie alles andere auch.

Ich aber sage euch: Wer eine Frau auch nur lüstern ansieht, hat in seinem Herzen schon Ehebruch mit ihr begangen. Wenn dich dein rechtes Auge zum Bösen verführt, dann reiße es aus und wirf es weg! Denn es ist besser für dich, dass eines deiner Glieder verlorengeht, als dass dein ganzer Leib in die Hölle geworfen wird.

Matthäus 5, 28–29

Nymphomanin: eine Frau, die von Sex genauso besessen ist wie der durchschnittliche Mann.

Mignon McLaughlin, *The Neurotic's Notebook*, 1960

Prolog

Hätte noch staubsaugen sollen, denkt er und zupft sich einen Fussel von der Zunge. Alles hübsch machen.

Er spürt einen Druck tief unten am Rücken.

Hätte auch noch pinkeln sollen.

Er stemmt sich hoch und erhebt sich vom Boden, eine Meerjungfrau, die aus einer Wolke von Gischt auftaucht, und versucht, die Krümel und Katzenhaare von seiner Brust zu wischen.

Das viele blöde Öl, denkt er. So glatt. So glitschig. Das wird wie ein Ringkampf mit einem Delphin ...

Der Wecker an seinem Telefon piepst. Es ist zehn Uhr vorbei. Sein Besucher kommt später, als es ihm eigentlich recht ist.

Zimperliese, sagt er zu sich selbst. Und dann, mit der Stimme seines Vaters: »Scheiß-Schwuchtel.«

Der junge Mann ist schon eine Weile hier. Er fühlt sich unbehaglich. Die falsche Art von schmutzig. Sein Begehren beginnt zu schwinden.

Er fragt sich, ob es ein Wort gibt, um dieses Gegenteil von Glut zu beschreiben: wenn die Lust sich auflöst und die Leidenschaft ihre Schlinge lockert.

Langsam kommt er sich ein bisschen blöde vor. Ein bisschen würdelos.

Er versucht, eine bessere Beschreibung für das Gefühl zu

finden. Er mag Worte. Schätzt es, als intellektuell zu gelten. Setzt den Apostroph an den richtigen Stellen, wenn er verspricht, seinen Liebhabern jeden Wunsch zu erfüllen. Gibt sich Mühe mit der Poesie.

Schäbig.

Plötzlich ist er sich der Armseligkeit seines Anblicks bewusst. In dieser billigen Erdgeschosswohnung, nackt auf dem abgetretenen Teppich, während er die Katze ein ums andere Mal wegscheucht, wenn sie mit einem Ausdruck höhnischer Überlegenheit in der Schlafzimmertür auftaucht.

»Noch fünf Minuten«, sagt er und fragt sich, ob er wieder mal sitzengelassen wurde. Ob er Zeit und Hoffnung an irgendeinen Drückeberger verschwendet hat.

Sein Rücken und seine Schultern beginnen unter der Glut des dreiflammigen Heizstrahlers zu brennen. Es ist ein eigenartiges Gefühl. Am restlichen Körper fröstelt er und hat eine Gänsehaut. Er dreht sich um und muss bei dem Gedanken kichern, dass er so etwas wie ein Hähnchen auf dem Grill ist.

»Am Spieß gebraten«, sagt er zu sich selbst und lacht in die nackte Armbeuge hinein. Jetzt ist sein Gesicht der Wärmequelle zugewandt. Es ist zu heiß. Er dreht sich wieder um und hat Angst, rot und verschwitzt auszusehen. Hebt die Hand, um noch ein paar Krümel und Flusen von seinem Gesicht zu zupfen.

Der junge Mann ist Mitte zwanzig, groß und schlank. Auf seinem Gesicht mit den fleischigen Lippen und einer zu großen Nase zeichnet sich der Abdruck des staubigen Teppichbodens ab, mit dem das gesamte kleine Apartment ausgelegt ist. Er ist nicht besonders attraktiv, aber ein guter Gesellschafter.

»Ich bin aufmerksam«, sagt er in den Teppich hinein

und erzeugt damit eine Tasche aus kaltem Zigarettenrauch zwischen Mund und Unterarm. Er reckt sich und versucht, wieder in seine Rolle zu schlüpfen.

Er ist nackt. Mit dem Gesicht nach unten wie ein Seestern auf dem Boden seines Wohnzimmers ausgebreitet. Es ist kaum genug Platz da für seine schlaksige Gestalt. Er hat das Zweisitzersofa aus dem Wohlfahrtsladen zurückschieben und die alten Pizzaschachteln vom Lieferservice ins Schlafzimmer werfen müssen, um seinen Besucher angemessen empfangen zu können.

»Fünf Minuten noch«, wiederholt er. Es widerstrebt ihm, zu akzeptieren, dass die Phantasie dieser Nacht genau das bleiben wird: eine Phantasie.

Er greift nach dem Mobiltelefon, das in einem seiner ausgelatschten weißen Turnschuhe liegt. Keine neuen Nachrichten. Er liest die kürzlich eingegangenen noch einmal.

Oh ja.

Er spürt, wie die Erregung sich wieder aufbaut. Muss sich etwas verlagern, um Platz zu schaffen für die schwellende Härte zwischen seinen Beinen.

Spürt wieder den Hunger. Eine träge Sinnlichkeit schleicht sich in seine Bewegungen.

Geh wie ein Panther. Er kichert. Hart wie Stahl. Bildschön.

Du solltest Eintritt verlangen, Junge. Du bist ein echtes Schmuckstück.

Wie bei einem vorübergehend nüchtern gewesenen Trinker, der Whisky in sich hineinschüttet, verändert die Rückkehr der sexuellen Erregung seine Wahrnehmung. Der Anblick, den er bietet, wird ihm zunehmend angenehmer. Er erinnert sich an anerkennende Worte und dankbare Umarmungen. Ist ein bisschen stolz, wenn er an das Bild denkt, das sich dem Besucher durch die offene Tür bietet. Er weiß,

dass sein Rücken und Hintern umwerfend aussehen; das Tattoo, das sich bis zu seinen Schultern hinaufzieht, war jede Sekunde der Schmerzen wert, die er in die Behandlungsliege des Tätowierers hineingebrüllt hatte.

Er wird seinen Besucher glücklich machen.

Auf den Dielen ertönt ein plötzliches Knarren.

Er lächelt und stößt zitternd den Atem aus.

Los geht's.

Er stemmt sich ins Hohlkreuz. Präsentiert sich. Dreht den Kopf, um sich zu vergewissern, dass der Strick, zusammengerollt wie eine Schlange, noch an Ort und Stelle liegt. »Ist es das, was du wolltest?«, fragt er mit kehliger, sinnlicher Stimme.

Einen Moment lang herrscht Schweigen. Eine Diele knarrt.

Dann spürt er die vertraute Last auf seinem Rücken. Das Gefühl, unter einem anderen Menschen eingeklemmt zu sein. Die willkommene Erregung der Hilflosigkeit, die sich bei absoluter Hingabe einstellt.

Aus dem Augenwinkel sieht er, wie eine behandschuhte Hand den Strick fasst. Er schließt die Augen, begierig auf das Spiel. »Bin ich deine Phantasie?«, fragt er.

Als die Antwort endlich kommt, ist sie ein Zischen an seinem Ohr: hastig hervorgestoßene, grimmige Worte.

»Zum Sterben schön.«

Ein jähes, zuschnappendes Gefühl, das ihm einen Schauer über den Rücken jagt – als würde ihm der Adamsapfel in den Hals gedrückt.

»Wie heißt sie?«

Feuchtes Röcheln zwischen seinen verzerrten Lippen, Speichel läuft über sein Kinn, in den Staub und die Krümel. Seine Augen quellen hervor, blähen sich auf wie Ballons ...

Von einer Sekunde zur anderen sind seine Sinne gleich-

zeitig betäubt und im Aufruhr, seine Gedanken verdreht und gequält.

Zu eng, zu fest, zu stark – aus Phantasie wird Furcht.

Diese Worte ...

»Deine Freundin. Rosa Blüten. Das kichernde Mädchen.«

Es gibt nur noch Verwirrung und Schmerz, das Gefühl, irgendwie weniger zu werden: reduziert, zerschmelzend, zu nichts zerfließend ...

»Das Mädchen, das mich ausgelacht hat ...«

Dunkelheit umschließt ihn, während seine eingeölte Finger und hageren Beine auf den staubigen Boden trommeln.

Ein Moment der Klarheit. Ein Herzschlag des Begreifens.

Worum es hier geht. Warum er stirbt. Warum das Leben aus seinem Körper weicht und die Poesie aus seiner Seele. Was von ihm erwartet wird. Was er tun muss ...

Wieder die Stimme, feucht an seinem Ohr.

Zorn. Gift.

»Die, die mich angesehen und gelacht hat ...«

Jetzt drückt sich ein Knie schwer in seine Wirbelsäule. Sein Rücken biegt sich, er beißt sich die Lippen wund, Blut rauscht in seinen Ohren ...

Er will flehen. Um sein Leben betteln. Will, dass es aufhört. Will leben. Schreiben und kreativ sein. Ficken und tanzen.

»Der Name. Ihr verdammter Name.«

Jetzt weiß er es. Weiß, wie seine letzten Worte lauten werden. Weiß, dass alle Warnungen nichts gefruchtet haben. Er wird sterben, und seine letzte Tat in diesem Leben wird Verrat sein.

Der Strick lockert sich für einen Sekundenbruchteil. Die starken Hände wechseln den Griff.

Der Junge schnappt nach Luft. Ringt nach Atem. Bringt

nur ein Zischen zustande, bevor die Schlinge wieder unter seinem Kiefer einschneidet und eine Explosion aus süßlich riechendem Blut vor seinen Augen aufblüht und heraus-schießt.

»Suzie ...«

Ihr Name ist ein Akt des Verrats und gleichzeitig eine Beschwörung im Tod.

Kapitel 1

»Sie waren noch nicht da, als ich um Mitternacht zu Bett ging. Aber frech wie Oskar, als ich um sechs Uhr wieder aufstand.« Der Mann gestikuliert erregt mit dem Arm. »Ich meine, wann sind die denn angekommen?«

Detective Constable Helen Tremberg zuckt die Achseln. »Zwischen Mitternacht und sechs, würde ich schätzen.«

»Aber es gab keinerlei Geräusch! Und hören Sie denen jetzt mal zu! Ein absolutes Tohuwabohu. Wie kommt es, dass niemand aufgewacht ist?«

Tremberg weiß keine Antwort. »Vielleicht sind es Ninjas.«

Der Mann sieht sie scharf an. Er ist Ende dreißig und fürs Büro gekleidet. Seine schwarzen Haare werden langsam grau, und er trägt eine nichtssagende Brille. Etwas an seiner Art suggeriert Tremberg, dass er eine risikolose Rentenversicherung abgeschlossen hat und dazu neigt, den Inhalt seines Taschentuchs zu untersuchen, nachdem er sich geschnäuzt hat. Sie vermutet, dass er nach dem zweiten Glas Wein seine Sätze gern mit den Worten beginnt: »Ich bin ja kein Rassist, aber ...«

Er hatte das fahrende Volk beim Zähneputzen von seinem Badezimmerfenster aus entdeckt. Laut seinen eigenen Worten »das reinste Pandämonium«. Er wählte den Notruf. Nicht als erster Anwohner dieser baumgesäumten Straße draußen

bei den Sportplätzen, aber er ist der Einzige, der sich nicht entblödet, sich bei Tremberg zu beschweren.

Bis vor einer halben Stunde hatte sie sich auf den heutigen Tag gefreut. Seit ihrer Rückkehr aus dem Krankenstand war sie an den Schreibtisch gefesselt gewesen und durfte auch nicht an der kleinsten, halbwegs interessanten Operation teilnehmen, bis die Gespräche mit dem Polizeipsychologen abgeschlossen waren und ein Arzt das letzte in einer Reihe von scheinbar endlosen Formularen unterschrieben hatte, das besagte dass die Schnittwunde an ihrer Hand keine bleibenden Schäden hinterlassen würde. Jetzt ist alles wieder in Ordnung, und sie will endlich echte Polizeiarbeit tun und dabei sein, wenn ihre Chefin, Trish Pharaoh, ein paar Drogendealern und Gangmitgliedern die Handschellen anlegt. Sie will mitmachen. Das braucht sie. Muss ihre Handlungsfähigkeit zeigen und allen Zweiflern demonstrieren, dass sie immer noch in Topform ist, obwohl ihr von einem Serienmörder beinahe die Kehle durchgeschnitten worden wäre. Will beweisen, dass sie mit der ganzen Geschichte nach »alter Schule« fertig geworden ist – mit einem Lachen, und indem sie das Problem mit Wodka und einem schönen langen Weinkrampf aus ihrem Stoffwechsel hinausgespült hatte.

»Wann verschwinden die wieder?«, fragt der Mann. »Warum tun Sie denn nichts? Das hier ist eine anständige Wohngegend. Wir zahlen unsere Steuern. Ich habe ja nichts gegen die, aber es gibt andere Orte. Plätze, die dafür bestimmt sind! Was werden Sie unternehmen?«

Tremberg gibt sich nicht die Mühe, ihm zu antworten. Sie weiß es nicht. Sie will nicht mit diesem Mann reden. Sie will zur Arbeit. Sie hat es satt, hier am Torpfosten eines Fußballplatzes zu lehnen, an der Grenze zwischen den wohlhabenden Ortschaften Anlaby und Willerby. Sie kommt sich vor

wie ein Torhüter, der nur zusehen kann, während die Partie sich am anderen Ende des Platzes abspielt.

»Ich hätte im Auto bleiben sollen«, murmelt sie und blickt an dem Mann vorbei zu den Wohnwagen, die in der Nähe der Mittellinie des angrenzenden Rugbyfeldes stehen. Ein einziges wimmelndes Chaos.

Sechs Wohnanhänger, vier Geländewagen, ein Mercedes und drei Pferdetransporter, mindestens zwei Generatoren und, soweit sie sehen kann, ein Dixi-Klo. Alles steht in lockerem Halbkreis um drei Sofas mit Blumenbezug und eine Sonnenliege gruppiert, auf denen es sich eine wachsende Anzahl von Frauen und Kindern des fahrenden Volkes bequem macht. Sie trinken Tee, plaudern mit den Beamten in Uniform und schreien gelegentlich die Schulkinder und gelangweilten Autofahrer an, die aus ihren im Stau eingeklemmten Fahrzeugen ausgestiegen sind, um sich den Trubel von den Zuschauerplätzen hinter den Geländern aus anzusehen.

Tremberg sitzt fest, genau wie die Hälfte der Bevölkerung von East Yorkshire. Ihr Wagen steht ein paar Straßen weiter in dem gigantischen Stau, der zweimal im Monat durch eine Infrastruktur ausgelöst wird, die ungefähr so belastbar wie ein KitKat-Riegel ist.

Sie hatte sich gelangweilt, weil sie nichts tun konnte, als durch die staubige Scheibe ihres Citroën in den dunklen, düsteren Himmel zu blicken, und das Radio in der Hoffnung auf ein wenig Unterhaltung eingeschaltet. Nach zwei Minuten von »California Dreamin'« begann sie, sich zu fragen, ob Radio Humberstone überhaupt jemals eine andere Platte auflegte, als auch schon eine Verkehrsdurchsage kam. Auf der Anlaby Road lief ein halbes Dutzend Pferde frei herum, und Zigeuner verursachten ein Chaos an den Sportplätzen am

Uferdamm. Da war ihr kaum eine Wahl geblieben, als aus-
zusteigen und ihre Hilfe anzubieten.

»Werden Sie die Pferde erschießen?«

Tremberg wendet sich wieder dem Mann zu. »Wie bitte?«

»Die Polizei! Werden Sie die Pferde erschießen?«

»Ich persönlich nicht«, erwidert Tremberg, die kurz davor
steht, die Geduld zu verlieren. »Die zuständige Abteilung ist
unterwegs. Sie steckt aber auch im Verkehr fest. Wir tun un-
ser Bestes. Ich könnte natürlich eines von den Mistviechern
in den Schwitzkasten nehmen, wenn Sie solange seine Beine
festhalten ...«

Ken Cullen, der zuständige Inspektor in Uniform, ein
dünner, bärtiger Mann, der versucht, ein wenig Ordnung ins
Geschehen zu bringen, hört den gefährlichen Unterton in
ihrer Stimme und kommt ihr zu Hilfe.

»Es tut mir leid, Sir, wir tun alles in unserer Macht Stehen-
de. Wenn Sie jetzt einfach ins Haus zurückkehren würden,
damit wir unsere Arbeit ...« Tremberg wendet sich ab. Es gibt
Leute, die mehr Toleranz besitzen als sie und mit solchen
Wichsern von Wichtigtuern besser umgehen können. Der
Inspektor wirbelt wieder zu ihr herum und richtet sein strah-
lendes Lächeln auf sie.

»Inzwischen bereuen Sie wahrscheinlich, dass Sie Ihre
Hilfe angeboten haben, was?«

»Hatte nichts Besseres vor. Sitze hier fest wie jeder andere
Depp auch. Dachte, ich könnte vielleicht etwas tun, aber die
Sache ist wirklich nicht meine Kragenweite.«

»Ich weiß nicht, Helen. Sie haben durchaus die Statur, die
tobenden Massen unter Kontrolle zu bringen!« Tremberg
teilt ein freundschaftliches Lachen mit ihrem alten Sergeant,
der kürzlich zum Inspektor befördert wurde und ebenso wie
sie von Grimsby über den Fluss hierhergezogen ist.

»Hat mich gefreut zu erfahren, dass Sie wieder auf dem Damm sind«, sagt er, und man hört, dass es ihm ernst ist. »Alles wieder in Ordnung?«

Tremberg macht das Victoryzeichen. »Ich habe nichts von meinem Biss verloren«, lächelt sie.

Cullen mustert sie unauffällig. Sie trägt eine sportliche Windjacke über einem nüchternen Nadelstreifenhosenanzug und einer weißen Bluse. Die Haare sind zu einem glatten Bob geschnitten, und sie trägt weder Make-up noch Schmuck. Er weiß von Quiz-Abenden und geselligen Runden, dass sie sich durchaus zurechtmachen kann und tolle Beine hat, aber Tremberg gibt sich im Dienst bewusst asexuell. Viele weibliche Detectives tun das aus der unbestimmten Furcht, man könnte ihnen vorwerfen, ihre Weiblichkeit zu ihrem Vorteil zu missbrauchen, doch gleichzeitig setzen sie sich dem Verdacht aus, lesbisch zu sein. Tremberg wünscht sich, sie hätte auch diese sorglose Scheiß-drauf-Haltung von Trish Pharaoh, die sich anzieht, wie es ihr passt, und sich den Teufel darum schert, ob die Leute glauben, dass sie auf Schwänze oder Muschis steht.

Eine Weile schimpfen Cullen und sie einträchtig auf den Stadtrat, der die ganzen Schleichwege geschlossen hat, so dass Pendler keine Ausweichmöglichkeit mehr haben, wenn die Hauptverkehrsadern verstopft sind. Sie konstatieren, dass da lauter Gutmenschen und Trottel hocken und der neue Vorsitzende der Polizeidirektion den Karren mit Sicherheit noch tiefer in den Dreck fahren wird.

Während ihr Gemecker sich dem grauen Himmel und den Benzinpreisen zuwendet, kommt eine junge Beamtin angelaufen. Sie wirkt gehetzt und windzerzaust in ihrem schlammbespritzten gelben Regenmantel.

»Wir konnten alle bis auf eines einfangen, Sir«, sagt sie,

und ihrem Ton ist anzumerken, dass es ihr schwerfällt, Schimpfwörter zu vermeiden.

»Parker und Dan ist es gelungen, sie zusammenzutreiben. Sie sind jetzt auf dem Parkplatz des *Beech Tree* eingepfercht. Können nicht raus. Ein Typ mit einem Landrover hat die Ausfahrt blockiert. Die Besitzer versuchen gerade, sie anzuleinen. Es ist das reine Chaos, Sir. Der arme Mickey hat sich die Hose zerrissen, als er versuchte, eines von den Biestern an den Haaren zurückzuhalten. An der Mähne? Ach, egal. Halb Anlaby versinkt in Pferdescheiße. Und es ist auch nicht gerade eine Hilfe, dass diese Rotzlöffel rumstehen und dieses bescheuerte ›Rawhide – Tausend Meilen Staub‹ grölen ...«

Tremberg hält sich die Hand vor den Mund, um ein Grinsen zu verbergen, während sie sich vorstellt, wie die örtlichen Bobbys herumhampeln, um die entflohenen Tiere einzufangen und die Gäule davon abzuhalten, sich durch die grünen Grundstücksgrenzen irgendwelcher Honoratioren zu nagen.

»Und das Letzte?«, fragt Cullen, während er seine Uniformmütze aufsetzt.

»Ein echtes Miststück. Pikey sagt, es ist ein Hengst, und er hätte eine rossige Stute gewittert. Hat bis jetzt ein halbes Dutzend Autos demoliert. Anscheinend hasst er vor allem Audis.«

»Und das Spezialteam für Tiere?«

Die Beamtin schnaubt und wirkt einen Moment lang selbst wie ein Pferd.

»Halten eine überaus hilfreiche Besprechung in ihrem Einsatzfahrzeug ab. Wälzen Richtlinien und telefonieren mit Tierärzten. Ich erwarte nicht, dass sie in Aktion treten. Ich setze mein Geld lieber auf den großen Kerl.«

Letzteres sagt sie mit einem aufrichtigen Lächeln.

»Großen Kerl?«

Sie wendet sich zu Tremberg um, die sich in dieser Art von Lächeln wiederzuerkennen glaubt. »Dieser Schotte aus Ihrer Einheit. Der, der ...«

»McAvoy?« Trembergs Augenbrauen gehen hoch, und sie blickt sich um, als könnte er sie sehen.

»Genau. Einer von den Jungs hat ihn angerufen. Meinte, er kenne sich mit Tieren aus. Stammt von einer Farm oder so, richtig? Kam erst vor ein paar Sekunden an. Keine Ahnung, wo er einen Parkplatz gefunden hat, aber ich glaube, er ist gerannt.«

»Und was tut er jetzt?«

Die Beamtin setzt ihren Hut ab und schüttelt voller Bewunderung den Kopf.

»Er veranstaltet gerade ein Tauziehen mit dem Pferd.«

Detective Sergeant McAvoy hatte das mit der Zivilkleidung in den ersten Monaten seiner neuen Laufbahn ausgesprochen wörtlich genommen. Er tarnte sich mit khakifarbenen Hosen, Wanderstiefeln und Hemden in Pilztönen, die er jeden Montag frisch aus der Zellophanhülle zog. Mit seinen eins fünfundneunzig, den roten Haaren, Sommersprossen und dem Highlander-Schnurrbart ist er unweigerlich der auffälligste Mann im Raum.

Erst seine junge Frau Roisin hat seinen Bemühungen, mit der Umgebung zu verschmelzen, ein Ende bereitet. Sie sagte ihm, als gutaussehender großer Kerl sei er es sich schuldig, sich nicht anzuziehen wie ein »gottverdammter Bibelverkäufer«. Roisin kann gut mit Worten umgehen.

Trotz aller Vorbehalte hat er zugelassen, dass sie ihn ausstaffiert wie ein Kind, das mit seiner Puppe spielt. Unter ihrer Anleitung, wegen jeder Veränderung seiner Garderobe peinlich berührt, wurde McAvoy bei der Polizei ebenso berühmt

für seine eleganten Anzüge und den Kaschmirmantel, die Lederumhängetasche, Krawatten und Manschettenknöpfe wie für seine detektivischen Fähigkeiten und im Dienst erworbenen Narben.

Als er hier jetzt flach auf dem Rücken liegt und in die rollenden Wolken blickt, die Mantelaufschläge voller Schlamm und Hengstspeichel, ein Hosenbein seines dunkelblauen Anzugs voller Pferdescheiße, wünscht er sich sein Khaki zurück.

McAvoy versucht, die anfeuernden Rufe der Zuschauer zu ignorieren, und rappelt sich wieder auf.

»Na warte, du Sauvieh ...«

Er war gerade unterwegs gewesen zu einer Sitzung der Polizeidirektion, als er den Anruf erhielt. Einem der Constables, der die entflohenen Tiere zusammentreiben sollte, war der Geduldsfaden gerissen, als ihn eine Stute gegen den Altglascontainer drängte, und er beschloss, dass es Zeit wurde, sich einen Spezialisten zu suchen. Er hatte einmal mit McAvoy zusammengearbeitet, oben im Orchard-Park-Viertel. Ihr Auftrag lautete, den Tatort eines Verbrechens zu sichern, bis die Spurensicherung kam. Die Nachbarn hatten sie nicht gerade mit offenen Armen willkommen geheißen. Sie hatten Beschimpfungen über sich ergehen lassen, und auch die ersten paar Flaschen und Dosen, die durch die Luft flogen, aber als ein zähnefleischender Staffordshire-Terrier auf sie gehetzt wurde, hielt nur McAvoy die Stellung, während der jüngere Beamte gleichsam versuchte, in die Ziegelwand hinter sich hineinzukriechen. Der hünenhafte Schotte hatte sich auf die Knie fallen lassen und sich dem Hund gestellt, die Augen weit aufgerissen und dem Terrier die offenen Handflächen entgegengestreckt. Dann hatte er sich flach auf das rissige Pflaster gedrückt, unterwürfig, keine

Bedrohung mehr. Der Hund war stehen geblieben wie vom Donner gerührt, und als die Verstärkung endlich eintraf und die Menge verscheuchte, lag er auf dem Rücken und ließ sich von McAvoy mit großen, rauen Händen den Bauch kraulen. Der junge PC hatte sich McAvoy's Namen gemerkt. Es konnte sich irgendwann einmal lohnen, einen solchen Mann zu kennen. Heute, hatte er gedacht, dieser Zeitpunkt wäre gekommen, und rief den hünenhaften Schotten an.

McAvoy, der sich auf einen Wettkampf im Kopfstoßen mit einer wild gewordenen Antilope eingelassen hätte, wenn er sich dadurch vor der Besprechung in der Polizeidirektion drücken konnte, hatte nur allzu bereitwillig seinen Wagen stehen gelassen und war zum Schauplatz gesprintet.

Er lockert die Muskeln. Dehnt die Arme und lässt die Halswirbel knacken. Die zusehenden Autofahrer geben Anfeuerungsrufe von sich, und McAvoy bemerkt angewidert, dass viele Zuschauer die Szene mit ihren Handys auf Video aufnehmen.

»Knallt das Biest einfach ab«, ertönt eine Stimme irgendwo in dem Durcheinander. Der Vorschlag findet murmelnde Zustimmung.

»Könnt ihr es nicht betäuben?«

»Aber ich habe einen Zehner auf den großen Burschen gesetzt!«

McAvoy versucht, die Stimmen zu ignorieren, doch das Gelächter und kollektive Aufstöhnen, als er von dem angreifenden Hengst flach auf den Rücken geworfen wurde, hat ihm die Röte von frischen Preiselbeeren in die Wangen getrieben.

»Wenn ihr das Pferd erschießt, reiße ich euch die Augen raus.«

Die Stimme mit ihrem unverwechselbaren Akzent hat ei-

nen Moment der Stille zur Folge, und McAvoy wendet sich um. Der Sprecher steht links von ihm an die Motorhaube eines blauen Volvo gelehnt. Der Besitzer des Wagens findet es ratsam, so zu tun, als könnte er den massigen, einschüchternden Rom nicht sehen, der den Hintern gegen seinen Wagen drückt.

Der Rom ist untersetzt. Er wird langsam kahl, hat ein rundes Gesicht und glänzende Wangen. Trotz der Kälte und der aufziehenden Wolken sind seine Arme bloß. Das weiße, ärmellose T-Shirt ist nicht gerade schmeichelhaft für seinen schlaffen Bauch und Oberkörper, ebenso wie die allzu blauen Jeans.

»Ihres?«, fragt McAvoy mit einer Kopfbewegung zu dem Pferd hin.

Der Mann zuckt die Achseln, aber er hält ein Stück Seil in der Hand und wollte wohl gerade sein Eigentum wieder einfangen, als McAvoy sich anschickte, ihm die Arbeit abzunehmen.

»Brunft?«

Der Mann nickt. »Geil wie ein Seemann beim ersten Landgang.«

»Schöne Scheiße.«

Ein paar Sekunden zuvor hätte er den Hengst beinahe gehabt. Er stand nur wenige Meter entfernt und rupfte Osterglocken vom Rasenstreifen einer Seitenstraße der verstopften Hauptstraße. Mit sanfter Stimme und vorsichtigen Bewegungen hatte McAvoy es geschafft, sich dem Tier so weit zu nähern wie noch keiner, seit der Zirkus losging. Aber während das Biest noch unsicher mit dem Kopf auf und ab schlug, stieß ein Passant laute Anfeuerungsrufe aus. Das plötzliche Geräusch hatte den Hengst erschreckt, so dass er McAvoy samt seiner teuren Kleidung in den Dreck stieß.

»Name?«

»Ich oder das Pferd, Sir, ich oder das Pferd?«

»Das Pferd.«

»Kein Schimmer. Versuchen Sie's mit Butterblümchen.«

Langsam, auf dem nassen Asphalt sicheren Halt suchend, nähert sich McAvoy wieder dem Tier. Mit rollenden Augen, schlammbespritzt und schweißüberströmt, hat es sich in den Garten eines ein Stück von der Straße zurückgesetzten, hübschen Einfamilienhauses verzogen. Dessen Bewohner sehen durch ein großes doppelverglastes Fenster zu. Da in der Einfahrt kein Auto steht und das Pferd nur geringes Interesse an ihren Magnolien zeigt, können sie die Show genießen.

»Langsam, mein Junge«, haucht McAvoy, während er die Arme ausbreitet und sich auf die Einfahrt zubewegt. »Vertrau mir.«

Er weiß, was passieren wird, wenn er keinen Erfolg hat. Die Tierärzte werden versuchen, sich dem Pferd mit einem Betäubungsgewehr zu nähern. Das wird ihnen nicht gelingen, weil sie wie Trampel vorgehen und den Hengst lediglich verschrecken. Dann wird irgendein wohlmeinender Farmer mit einem zahmen Gaul auftauchen, in der Hoffnung, den Hengst damit anzulocken. Das Pferd wird schließlich völlig in Panik geraten. Autos beschädigen. Sich selbst verletzen. Am Ende wird ein Scharfschütze das Tier mit so vielen Kugeln erschießen, wie eben nötig sind, damit der Verkehr in der Stadt wieder in die Gänge kommt. Das will McAvoy vermeiden. Der junge PC hatte ihm gesagt, dass das Pferd von einem Stück Land entkommen sei, auf dem sich fahrendes Volk niedergelassen hatte. Seiner Erfahrung nach lieben die Roma ihre Tiere, und dieses Pferd, obwohl grau und mit fransigen Stirnlocken, die an ausgetretene Stiefel erinnern,

sieht aus, als hätte man sich gut um es gekümmert, auch wenn es hart arbeiten musste.

»Ruhig, mein Junge. Ganz ruhig.«

McAvoy reduziert den Abstand. Hebt die Hand mit nach oben gewandter Handfläche und flüstert sanft und melodisch in das Ohr des Tieres. Es scheut zurück. McAvoy legt den Kopf schief. Strahlt gleichzeitig Kraft und jene für ihn typische Sanftheit aus; richtet seine braunen Augen auf das verwirrte, verängstigte Pferd ...

Der Hengst zuckt kaum, als er ihm die Seilschlinge über den Kopf streift. McAvoy singt weiter leise vor sich hin. Trällert das einzige Lied des fahrenden Volks, an das er sich erinnern kann, und wünscht sich, er hätte die gleiche weiche Stimme wie seine Liebste, wenn sie sanft an seiner Schulter vor sich hin summt.

Diesmal hat der Beifall aus der Zuschauermenge kaum Einfluss auf das Pferd. Es lässt sich aus der Einfahrt hinausführen: Seine unbeschlagenen Hufe klappen gemütlich über das Pflaster.

McAvoy blickt auf und sieht in fröhliche Gesichter. Seine Wangen brennen, und er muss sich um eine gleichmütige Miene bemühen, während die kleine Runde der Autofahrer applaudiert. Sie sind froh, dass sie endlich wieder in den fünften Gang hochschalten und zu ihren verhassten Jobs rasen können. Aber wenigstens haben sie heute Morgen eine hübsche Anekdote von Brot und Spielen zu erzählen.

»Gute Arbeit, Sir. Gute Arbeit.«

Der Rom hat sich aus der Menge gelöst. Ungebeten tritt er auf die andere Seite des Tieres und ergreift sachte sein Ohr, beugt sich vor und reibt die Nase am Hals des Tieres, nennt es einen »großen Dummkopf«.

McAvoy gefällt dieser Beweis von Zuneigung. Der Mann

kennt sich mit Tieren aus. Liebt Pferde. Kann kein ganz schlechter Mensch sein.

Gemeinsam schlängeln sie sich zwischen den Autos hindurch zum Sportplatz. Drei Beamte in Uniform lehnen erschöpft an den Hauben von zwei Streifenwagen. Sie wirken zerzaust und ausgelaugt. Dankend nicken sie McAvoy im Vorbeigehen zu. Der junge Constable, der ihn angerufen hat, reckt triumphierend die Faust in die Höhe und flüstert einem Kollegen etwas zu. Gelächter bricht aus, und instinktiv vermutet McAvoy, dass sie sich über ihn lustig machen. Dass der Scherz auf seine Kosten geht.

»Wir werden die Tiere festbinden, Sir«, sagt der Rom. »Wir dachten, dass der Zaun um das ganze Feld herumreicht. Hat mir einen ganz schönen Schrecken eingejagt, als ich sah, dass die Pferde weg sind, das kann ich Ihnen sagen.«

McAvoy kommt langsam wieder zu Atem und sieht den Mann über die drahtige Mähne des Pferdes hinweg an. »Das ist kein offizieller Lagerplatz, Sir. Es ist ein Fußballfeld. Sie wissen doch, dass Sie hier nicht kampieren dürfen.«

»Ach, können Sie nicht einmal ein Auge zudrücken?«, bittet der Rom und fixiert McAvoy mit seinen hellblauen Augen. Plötzlich strahlt er einen augenzwinkernden, spitzbübischen Charme aus. »Wir hatten ein bisschen Zoff, ich und eine der anderen Familien da oben. Sind nicht mehr willkommen. Nur eine Nacht oder zwei, mal drüber schlafen, dann sind wir wieder Freunde.«

McAvoy hört nicht richtig zu. Das geht ihn nichts an. Er lässt es auf sich beruhen. Man hat ihn gebeten, ein entflohenes Pferd einzufangen, und das hat er getan. Die Aufregung ist vorbei. Jetzt muss er versuchen, sich für die Besprechung bei der frisch ernannten Polizeidirektion wieder halbwegs präsentabel zu machen, und dem neuen Vorsitzenden er-

klären, warum seine Einheit unverzichtbar ist und warum die Statistik für Gewaltverbrechen dennoch nach oben zeigt. Dieser Termin hat McAvoy ebenso wirksam den Schlaf gekostet wie seine drei Monate alte Tochter, und als der Gedanke jetzt wieder an die Oberfläche treibt, wird ihm flau im Magen. Richtig schlecht.

Ein Windstoß trägt den Duft nach gebratenem Speck und selbstgedrehten Zigaretten heran. Er legt den Kopf zurück, saugt begierig einen Atemzug sauberer, frischer Luft ein. Öffnet die Augen. Starrt in den Himmel, der wolkenverhangen und dunkel ist. Es kann nur noch Sekunden dauern, bis der Regen kommt.

Sie nähern sich dem Halbkreis der Wohnwagen. Ein Jubelschrei ertönt, den McAvoy zu einer der Frauen zurückverfolgt, die auf den Sofas sitzen. Sie ist in den Vierzigern, hat lockige dunkelblonde Haare und trägt einen weißen Jogginganzug, der zwei Größen zu klein ist.

»Ah, guter Junge«, ruft sie. Sie stellt den Teebecher ab und stemmt ihre kleine, kurvenreiche Gestalt vom Sofa hoch. »Hab ich nicht gesagt, dass alles in Ordnung kommt?«

Letzteres sagt sie zu den beiden Mädchen im Teenageralter, die auf dem Sofa gegenüber sitzen. Beide tragen rosa Nachthemden unter grauen Kapuzenjacken. Sie sind keine Zwillinge, haben aber identisch geschnittene, glatte schwarze Haare mit Seitenscheitel und tragen massenhaft Gold an Hals und Ohrläppchen.

McAvoy reicht den Strick an den anderen Mann weiter, und der bedankt sich mit einer ernsthaften Verbeugung. »Sie sind ein guter Mann, Sir. Ein guter Mann. Schotte vermutlich, ja?«

McAvoy nickt. »Westliche Highlands.«

»So ganz ohne Kilt?«, sagt der andere lächelnd.

»Die Leute sehen mich auch so schon seltsam an.«

Der Rom lacht lauter, als der Scherz verdient. Versetzt McAvoy einen leichten Schlag auf den mächtigen Unterarm. »Meine Güte, Sie sind wirklich ein Riese.« McAvoy's Wangen drohen wieder zu erröten, also nickt er einfach. Kommt wieder zur Sache. »Binden Sie ihn gut fest. Butterblümchen. Das hier ist kein Rummelplatz.«

»Aye, Sir. Aye.«

McAvoy sieht sich um. Sofas, Generatoren und Toilettenhäuschen. Gesichter tauchen hinter den makellosen Gardinen in den Fenstern der Wohnwagen auf, genauso interessiert daran, was vor ihrer Tür passiert, wie die Menschen hinter den Fenstern der frei stehenden Häuser mit vier Schlafzimmern am Rand der Sportplätze.

Unwillkürlich muss er an seine Frau denken. Sie hat genauso gelebt, als sie sich zum ersten Mal begegnet waren. War nicht viel älter als die Mädels dort auf dem Sofa; ihre Augen ebenso misstrauisch, ihre Welt genauso klein ...

»McAvoy!«

Als er sich umwendet, sieht er Helen Tremberg und Inspektor Ken Cullen schnellen Schrittes vom angrenzenden Fußballfeld auf sich zukommen. Er winkt, nicht ganz sicher, ob sie ihn für einen Helden oder einen Narren halten, der sich in Dinge einmischt, die ihn nichts angehen.

»McAvoy? Habe ich das richtig verstanden?«

Es liegt ein spezieller Unterton in der Art, wie der alte Rom den Namen wiederholt. Er sagt McAvoy, dass man ihn hier kennt.

Er hat keine Gelegenheit, darauf einzugehen. Die Wolken, die schon eine ganze Weile am Himmel stehen, teilen sich. Brechen auf. Regen donnert herab. Tremberg, die nicht gerade zimperlich ist, stößt ein Kreischen aus und zieht hastig die Kapuze ihres Anoraks hoch. Die Roma stoßen eine

Kakophonie von Verwünschungen aus, und McAvoy's neuer Freund ruft Befehle mit so starkem Akzent, dass er ebenso gut eine fremde Sprache sprechen könnte. Ein halbes Dutzend junger Männer taucht aus den Caravans auf, und die Sofas werden rasch unter Planen verzurrt, während die Fenster zuklappen.

»Meine Güte«, sagt Tremberg, während sie ihre Kapuze zuzieht und hastig den Rückzug zu ihrem Wagen antritt. »Die sind ja tatsächlich Ninjas!«

McAvoy folgt ihr nicht. Er steht mit weit ausgebreiteten Armen da und lässt sich von dem Regenschauer bis auf die Haut durchnässen. Er weiß, dass bei der Besprechung heute Morgen für ihn alles auf dem Spiel steht. Es wird eine schmerzhaft Erfahrung sein. Aber er weiß auch, dass er sich das Leben ein bisschen einfacher macht, wenn er lediglich patschnass auftaucht statt von Kopf bis Fuß mit Pferdemit bekleckert.



Hier klicken, den aktuellen Ullstein Newsletter bestellen und über Neuigkeiten, Veranstaltungen und Aktionen rund um Ihre Lieblingsautoren auf dem Laufenden bleiben.

Jetzt reinklicken!

„Sind Sie auch
Vielleser,
Bücher**fan** oder
Hobby**re**zensent?“

„Dann **lesen**,
komentieren und
schreiben Sie mit auf
vorablesen.de!“

Jede Woche vorab in brandaktuelle Top-Titel
reinlesen, Leseindruck verfassen, Kritiker werden
und eins von 100 Vorab-Exemplaren gewinnen.



vorablesen

Neue Bücher vorab lesen & rezensieren